



Die deutsche Künstlerin Hannah Cooke, die mit ihrem ungemachten Bett auf ein berühmtes Werk von Tracey Emin anspielt («Ada vs. Emin», 2018)

Abb.: © Hannah Cooke

## Das letzte Tabu

Alle sollen leben, wie sie wollen, das ist das Mantra des Kunstbetriebs. Nur vor einem werden schon die Studentinnen gewarnt: Vor einer Schwangerschaft. Warum es Mütter in der Kunst besonders schwer haben VON LARISSA KIKOL

**E**ndlich, die Frauen sind angekommen. Seitdem sie erstmals an den Kunstakademien zum Studium zugelassen wurden, sind über hundert Jahre vergangen. Und jetzt, man staune, ist es wirklich so weit, die Männerlastigkeit vieler Ausstellungen beginnt sich aufzulösen. Auf der Biennale in Venedig, aber auch bei manchen anderen Großschauen der Gegenwartskunst sind die Künstlerinnen nun sogar in der Mehrzahl. Allerdings gibt es eine Frage, die weiterhin ängstlich umschlichen wird: die Frage nach der Mutterschaft.

Da ist zum Beispiel Tracey Emin, eine Britin, bekannt für ihre radikalen Werke. Sie sagt, ja, sie kenne Künstler, gute Künstler, die Kinder hätten. Das seien aber ausschließlich Männer.

Ähnlich äußert sich die berühmte Marina Abramović, sie erklärt, für Frauen könne es in der Kunstwelt ganz klar nur eines geben: entweder Kinder oder Karriere. Denn die Kunst brauche alle Energie, die könne man nicht teilen.

Und entsprechend erzählt die amerikanische Malerin Rebecca Campbell, man habe ihr schon oft vorgehalten, sie werde entweder als Mutter oder als Künstlerin versagen, etwas anderes sei nicht vorstellbar. Im Kunstbetrieb, der sich gerne tolerant gibt, aufgeschlossen für die unterschiedlichsten Existenzformen, scheint eines noch immer undenkbar zu sein: ein Leben mit Kindern.

2018 zeigte eine groß angelegte Sozialstudie in Österreich, dass sich nur ein Viertel der Künstlerinnen und

Kunstvermittlerinnen für Kinder entscheidet, noch nicht einmal halb so viele wie in der weiblichen Gesamtbevölkerung. Bei den männlichen Künstlern sieht es nicht viel besser aus, da sind es 35 Prozent.

Was sind die Gründe?

Die abendländische Kunstgeschichte ist von jeher von Männern bestimmt worden. Das Genie galt stets als männlich, während die Mütter für das Zuhause zuständig waren, für wärmende Emotionen, die sie zur Pflege ihrer Kinder und zur Versorgung ihrer Ehemänner befähigen sollten. Viele dieser Klischees haben sich bis heute gehalten. Ein Vater, so die verbreitete Vorstellung, entwickle durch die Elternschaft mehr Reife und engagiertere Karriereabsichten. Eine Mutter hingegen werde im Kinderzimmer allen Ehrgeiz einbüßen.

Nach wie vor bekommen viele Kunststudentinnen von ihren Professoren den Ratschlag, lieber auf Kinder zu verzichten, wenn sie Karriere machen wollen. Der deutsche Nachwuchsstar Jenny Brosinski, 1984 geboren, musste noch vor einigen Jahren erleben, dass eine Karriereberaterin ihrer Kunsthochschule vorwurfsvoll auf die Schwangerschaft der Künstlerin reagierte – wo man sie doch eigens mit Stipendien unterstützt hatte! Ihr wurde das berufliche Ende prophezeit. Heute baut ihr Sohn im Atelier Burgen, während Brosinski von gleich drei international erfolgreichen Galerien vertreten wird.

Manchmal spielen die Vorurteile sogar in die Kunstproduktion hinein, so wie bei der Medienkünstlerin Hannah Cooke. Sie spielte die berühmte Performance von Abramović *The Artist Is Present* nach, nur dass sie sich mit einem Baby

an den großen Tisch setzte. Auch das legendäre zerwühlte Bett von Tracey Emin, das ein wildes Sex- und Singleleben symbolisiert, baute Cooke nach, allerdings mit sich als junger Mutter darin.

Natürlich haben es Mütter auf vielen beruflichen Feldern schwerer als Männer. Die Kunst aber wird nach wie vor von vielen mystischen Ideen bestimmt, von einem Glaubenssystem, das dem katholischen Zölibat durchaus nahekommt. Wie ein Pfarrer, der sich ausschließlich seiner Aufgabe als Diener Gottes hinzugeben habe, sollen es auch die Künstlerinnen und Künstler halten. Denn nur so, diesem Ein-hundertprozent-Prinzip folgend, werde die nötige Qualität eines Werks ermöglicht. Sollte sich hingegen eine Künstlerin zur Mutterschaft entschließen, würde das Kunstwerk entweiht. Die kunstreligiöse Aura werde befleckt, sobald die Künstlerin ihre Milchpumpe heraushole.

Hinzu kommt, dass viele Sammler und Betrachter im Künstler ein Vorbild erblicken wollen, eine Figur, zu der sie aufschauen. Schon deshalb bevorzugen sie Abenteurer, Aufklärer, Revolutionäre oder sensible Freigeister, die ein anderes, ein weltfernes Leben führen, jenseits all der üblichen Familienplagen. So sind auch nicht zufällig jene Frauen berühmt geworden, die sich solchen Alltäglichkeiten entziehen und eher männlich konnotierte Eigenschaften verkörpern. Sich mit Müttern zu identifizieren scheint hingegen wenig attraktiv zu sein. Wenn überhaupt, dann sollen Mütter beruhigen oder, wollen sie Karriere machen, das Muttersein ganz im Privaten belassen.

Die Kunstwelt hatte noch nie ein Problem mit Drogen, Depressionen oder Psychosen. Einem alkoholabhängigen

Mann traut man in der Kunst immer noch mehr zu als einer gesunden Frau mit Kind. So können sich Männer anders als Frauen auch sorglos zur kindlichen Inspiration bekennen. Ganze Kunstrichtungen wurden so beeinflusst, wie beispielsweise Dadaismus, Fluxus und die Gattung des Happenings. Väter wie Olafur Eliasson machen aus der künstlerischen Auseinandersetzung mit ihren Kindern kein Geheimnis, und Raymond Pettibon hängt in seinen Einzelausstellungen gerne Kinderzeichnungen auf. Mütter hingegen werden oft auf ihr Muttersein reduziert.

Doch es gibt auch Ausnahmen, Frauen, die sich über alle Vorbehalte hinwegsetzen. So bindet die Performancekünstlerin Courtney Kessel ihre Tochter bei ihrer Arbeit mit ein, die intellektuelle Künstlerrolle und die Nähe zu ihrem Kind schließen sich für sie nicht aus.

Sie will die »Mutter« in die Galerie bringen, und zwar keine idealisierte, sondern eine reale, das heißt eine »begeisterte, mürrische, frustrierte, stolze« Mutter.

Auf einer großen Wippe sitzen sie einander gegenüber, Spielzeug bringt das unterschiedliche Gewicht der beiden in Balance. Es geht um Beziehungsarbeit, aber auch um die Repräsentation einer neuen Frauengeneration, die Marina Abramović und ihr Ausschlussdenken plötzlich sehr alt aussehen lässt.

Hannah Cooke bekommt hauptsächlich positives Feedback: Hier hat sich eine Frau explizit umentschieden, nämlich für Kunst und Kind. Und warum sollten in Zukunft nicht auch mal die Kunstwerke aus der Schwangerschaft einer Künstlerin als die der fragtesten Werkphase gelten?